Wir Emigranten ...

Autor(en): **Herz, Valerie**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **15 (1959)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-961645

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Welt» (mSanh 10, 1). Eine moderne jüdische Stimme (entnommen aus: Commentary, February 1947, S. 148) kann daher ganz zu Recht sagen: «Der religiöse Jude identifiziert seine persönliche Existenz ganz und gar mit der Geschichte und der Zukunft der Juden als Gruppe. Indem er damit auf seine metaphysische ‚Offenheit' Verzicht leistet, ist er kein freies Individuum im modernen Sinn.»

Es scheint, daß Hillel genau gewußt hat, wovon er redet.

WIR EMIGRANTEN...

Von Valerie Herz, Los Angeles

Motto: «*Ich danke dem Zeitalter und seinen Menschen: beide sind von bequemen Anfängen zu katastrophalen Vollendungen geschritten.*»
Heinrich Mann, «Ein Zeitalter wird besichtigt.»

Es war einmal — das klingt ganz wie ein Märchen und ist auch beinahe schon eines geworden —, es war einmal eine Zeit, da lebten wir alle glücklich und zufrieden in irgendeiner Stadt Europas. Unser Dasein war geteilt zwischen Arbeit und Vergnügen — an Natur und Kunst, an schönen Reisen und einem gemütlichen «Zuhause». Das Land, die Stadt, die uns all dies boten, nannten wir «Heimat», und wir liebten sie.

Meine Heimat war Wien. Das Wien meiner Jugend war *so* wunderbar, daß es schwer zu beschreiben ist. Denn man kann kaum glauben, daß *so* viel Herrlichkeiten zu gleicher Zeit und am gleichen Ort beisammen waren...

Die brausende Stadt mit ihren alten Palästen und ewig jungen Gärten funkelte von Lebensfreude, Talent und Schönheit in jeder Form. Von den edel schlanken, gotischen Türmen ertönte zu allen möglichen Tageszeiten Glockengeläute. Etwas, das man in Amerika nicht kennt, das aber einen unbeschreiblichen Zauber

hatte. Und die Wiener wandelten froh dahin, eingehüllt in Glockengeläute und Sonnenschein.

Des Abends erstrahlten Theater und Konzertsäle in blendendem Lichterglanz und boten erlesene Kunstgenüsse. Das Operntheater von damals hatte wohl *keinen* Vorhang, der mit 50 000 Goldblättchen besetzt gewesen wäre, wie dies vom Vorhang des neuen Opernhauses erzählt wird, aber statt dessen hatte es weltberühmte Sänger und Dirigenten, darunter viele jüdischen Glaubens. Am Operettenhimmel flammte das Dreigestirn Lehar-Strauß-Fall, zu denen sich noch der volkstümlich wienerische Edmund Eysler und der feurige Emmerich Kalman gesellten, ebenso wie der mondäne Paul Abraham. Übrigens — mit Ausnahme von Lehar, alle Juden. So wie in der Literatur Zweig, Schnitzler, Altenberg. Die Komponisten jener Tage überschütteten Wien — und die Welt — mit ihren glitzernden Melodien, die noch heute, auch in Amerika, die Herzen erfreuen. Und die Schriftsteller zeichneten mit zärtlicher Feder österreichische Menschen und ihre Probleme...

Und die Natur *in* und *um* Wien herum! Auf dem Heldenplatz, vor der alten Kaiserburg, blühte der Flieder; im Prater leuchteten die weißen und rosa Kerzen der Kastanienbäume und vom nahen, Kahlenberg wehte immer ein sanftes und doch frisches Lüftchen den Duft der Obstbäume herunter, die — wie große Brautbouquets — auf jenen Wegen standen, auf denen einst Schubert in seliger Versunkenheit gewandelt war und wo Beethoven seine «Pastorale» gefunden hatte.

Ganz Wien schien in eine Wolke von Duft und besinnliche Lebensfreude gehüllt...

Und wir haben dazu gehört. Oder — wir haben es geglaubt. Ja, wir glaubten, wir seien ein Teil jener geistigen und künstlerischen Atmosphäre, zu deren Entstehung jüdische Menschen mit ihren Talenten so viel beigetragen hatten... Welch tragischer Irrtum!

* * *

Denn — plötzlich erlosch das alles, und es war als senke sich ein dunkler Vorhang über die heiter glänzende Stadt. Hitlers braune Horden stürmten herein und zerstampften im Stechschritt jede Lebensfreude — Tod und Verderben um sich verbreitend.

Das berühmte «Goldene Wienerherz» aber verschwand überraschend schnell und machte einer haßerfüllten fanatischen Fratze Platz.

* * *

Wenn ich bei diesen Betrachtungen — rein illustrativ — eigene Erfahrungen anführe, so geschieht dies aus der Erwägung, daß wir jüdische Menschen eine Art Kollektiv-Dasein führten, so daß das Erleben des Einzelnen ein kleines Spiegelbild des großen Weltgeschehens ist. Als Hitlers unheilvoller Schatten über Europa fiel, taten und erlitten wir alle ungefähr das Gleiche: wir verließen unser Geburtsland; wir versuchten, in tragischen Situationen nicht zu verzweifeln; wir mußten auf unserer Wanderung in Konzentrationslagern und Gefängnissen Station machen. Tausende von anständigen, völlig unbescholtenen Menschen wurden plötzlich wie Verbrecher behandelt und verloren mit einem Schlage Haus, Heimat und bürgerliche Ehre. Sie mußten in die Welt hinaus ziehen, ins völlig Ungewisse.

«Ich werde die größte Völkerwanderung der Geschichte entfesseln!» hatte der Begründer des «Tausendjährigen Reiches» gesagt. Und das war vielleicht das einzige Versprechen, das er je gehalten hat.

* * *

Und so begann für uns jene Wanderschaft, die uns in viele Länder, über die ganze Welt geführt hat und die mir immer als ein Symbol der großen, der jahrhundertelangen Wanderschaft der ganzen Judenheit erscheint.

So ist es wohl natürlich, daß man irgendwann einmal in all dem Wandern innehält, sich umsieht in dem Hafen, in den uns der große Sturm geweht hat, und sich — oder die anderen — fragt:

Was *ist* eigentlich unsere *Heimat?* Und was ist *Fremde* für uns Juden?

Ist *Heimat* das Land, in dem wir geboren, erzogen und aufgewachsen sind — und *Fremde* das Land, dessen Sprache wir immer gebrochen sprechen werden, dessen Lebensstil und -auffassung uns eigentlich recht fremd ist?

Oder aber ist *jenes* Land *Fremde*, das — *obwohl* wir dort geboren und aufgewachsen sind, uns verachtet, verfolgt und verstoßen hat, ja, das *die*jenigen, die es nicht rechtzeitig verließen, mit dem Tode «bestrafte»? Und ist dagegen vielleicht *doch jenes* Land für uns *Heimat*, das uns gastlich aufnahm, das uns Brot, ein Dach und die Rechte eines Bürgers gab? —

Viele konnten auf diese Frage niemals die wirklich richtige Antwort finden. Und — ob sie dies nun zugeben oder nicht — daraus entstanden dann mehr oder minder schwere seelische Konflikte.

Ich selber habe mich zu einer Erkenntnis durchgerungen, von der ich jetzt — rückblickend — fast glaube, sie sei es wert, durch mancherlei Leiden erworben zu sein: Es ist mir nämlich klar geworden, daß der Begriff *Heimat* nicht an ein bestimmtes Land gebunden ist, sondern daß man überall dort, wo man Güte findet, fühlt: hier ist Heimat. Und ich darf sagen, wie ein leuchtendes Band zieht sich die beglückende Erfahrung durch meine Wanderjahre: ich habe *überall* gute Menschen gefunden — in Belgien und in Frankreich, in Spanien und in Amerika! Gute Menschen — ohne Unterschied der Nationalität oder der Religion. Und deshalb fühle ich tief in meinem Herzen: meine Heimat ist *Güte*.

Wäre vielen Aus- und Einwanderern das Glück dieser Überzeugung zuteil geworden, es wäre ihnen manche Stunde seelischer Verwirrung erspart geblieben, jenes drückende Gefühl, das der Franzose mit dem Wort «dépaysé» bezeichnet und für das es eigentlich keine genaue Übersetzung gibt, es sei denn die Umschreibung: *keinem* Lande angehörig.

* * *

Trotzdem haben — im allgemeinen — Immigranten sich in geradezu bewunderungswürdiger Weise entwickelt.

Es soll hier vermieden werden, all die Fährnisse zu schildern, die wir Flüchtlinge zu überstehen hatten, *ehe* wir in das Land unserer Bestimmung gelangten. Doch muß festgestellt werden, daß es fast ebenso schwer war, sich an die völlig neuen Verhältnisse zu gewöhnen, die unser harrten. Denn *alles* war fremd, alles war anders als im «alten Land». Nicht nur Sprache, Geld, Maße usw. — sondern auch die ganze Lebensweise und Lebensauffassung.

Und da ist es eine schöne und überraschende Tatsache, zu sehen, *wie* die Vertriebenen hier, in Amerika, und auch in anderen Ländern, Fuß faßten; wie tapfer sie jahrzehntealte Auffassungen zu vergessen suchen, wie z. B. geistige Arbeiter aus Europa hier *jede* Art von Tätigkeit anpacken und — das Überraschendste — sie meist gut und tüchtig ausführen.

Besonders die Frauen waren im Anfang hier wundervoll. Sie arbeiteten als Haushälterinnen, Pflegerinnen, Näherinnen, Kindermädchen — sie taten tausenderlei Dinge, die sie nie vorher getan hatten, zu denen aber die Sprache des Landes — die sie noch nicht beherrschten — nicht unbedingt nötig war. Viele von ihnen wuchsen in diese Art Tätigkeit hinein, viele aber fanden später ihren eigenen Weg. Auch ich arbeitete zuerst in einem reichen «Home» in dem elegantesten Teil von Los Angeles, Beverly Hills, wo alle Filmstars wohnen. Ich begann als Haushälterin *und* Gouvernante in einem 20-Zimmerheim. Es war ziemlich schwer und ungewohnt. Aber die angeborene Freundlichkeit der Amerikaner half mir über so manche böse Situation hinweg. Und — ein paar Jahre später landete ich in der Bibliothek der University of Southern California bei meinen geliebten Büchern. Ähnlich war es mit meinem Gatten. Zuerst arbeitete er recht schwer — mit den Händen —, und das war nicht einfach, denn er ist seit dem ersten Weltkrieg Schwerverwundeter und hat einen fast lahmen Arm. Aber — er hielt tapfer durch. Und jetzt hat er eine angenehme Stellung bei der größten Bank der Westküste.

Natürlich spielt bei derartigen Schicksalen, deren es hier zu Tausenden gibt, die allgemein herrschende Atmosphäre mit. Denn dieses ganze Land ist ja aus Einwanderern entstanden, und es gab und gibt immer irgendwelche Art von Tätigkeit, die für die einzelnen Menschen und für das Land nützlich ist.

Und so darf man jetzt wahrheitsgemäß feststellen, daß die Einwanderer sich in den amerikanischen Arbeitsmarkt vollkommen eingeschaltet haben und nützliche Mitglieder des amerikanischen Wirtschaftslebens geworden sind, ebenso wie des geistigen und künstlerischen Lebens dieses Landes.

Immigranten arbeiten als Ärzte und Architekten, in Banken und Bibliotheken, sie lehren an Universitäten, in Sprach- und

Musikschulen, sie sind in der Industrie tätig, für Theater, Film und Television und sogar als städtische Beamte und solche für das Land (County)...

* * *

Nicht einfach ist es um die *seelische* Reaktion von Einwanderern bestellt. Diese hängt natürlich vom Temperament des Einzelnen ab, von seiner inneren Veranlagung. Denn die Anschauung einer Lage ist natürlich verschieden, wenn sie von einem Optimisten, einem Pessimisten oder einem Melancholiker beurteilt wird.

Da gibt es Immigranten, die aus lauter Dankbarkeit dafür, daß sie in Amerika ihre Bürgerrechte wieder erlangt haben — die ihnen in Hitler-Europa geraubt worden waren —, amerikanischer als die Amerikaner selbst fühlen, so daß sie *alles* hier vollkommen finden, selbst Dinge, die sogar von hier Geborenen getadelt werden. Diese Art von Vertriebenen sind gegen Europa so verbittert, daß sie den Namen ihres Geburtsortes nicht einmal hören, viel weniger ihn aussprechen wollen. Das geht so weit, daß sie viel lieber ihr ewig «gebrochenes» Englisch sprechen als sich ihrer Muttersprache zu bedienen, daß sie selbst Werke gediegener deutsch-jüdischer Schriftsteller wie Zweig, Werfel, Feuchtwanger, Schnitzler, Altenberg oder Hofmannsthal (der jüdischer Abstammung war) — nur in englischen Übersetzungen lesen! Oft versuche ich, solchen Menschen klar zu machen, daß solches Verhalten geradezu kindisch ist, daß sie dadurch etwas Großes — unseren berechtigten Schmerz, unsere berechtigte Empörung — verkleinern. Daß man mit einer Sprache, seiner Muttersprache, doch nicht «böse» sein könne. Durch die Sprache wird alles Erlebte, Gedachte, Gefühlte faßbar ausgedrückt. Die Sprache ist der große Aufbewahrungsraum des Geistes und seiner Schöpfungen; sie ist das Gedächtnis der Menschheit — die Heimat des Geistes. Und darum können wir unsere Muttersprache nie verleugnen. Wir sind mit ihr verwachsen...

Im Gegensatz zu den erwähnten Über-Amerikanern, die krampfhaft versuchen, ihre Heimat zu vergessen — gibt es dann wieder jene Art Immigranten, die ihre Heimat nicht vergessen *können* und die — ob sie dies nun zugeben oder nicht — ihr Leben lang unter nagendem Heimweh leiden. Dies ist um so schmerzlicher,

als es *nie* gestillt werden kann. Denn, selbst wenn sie für kurze Zeit dahin zurückkehren, wo sie einst jung und glücklich waren (— und immer mehr durch Fleiß und schwere Arbeit wirtschaftlich Arrivierte können sich Europareisen leisten —), so finden sie nicht mehr das Land ihrer Sehnsucht, das sie einst geliebt. Das ist verschwunden, ist ein anderes geworden, denn es hat sich selbstverständlich vollkommen gewandelt...

Einen kleinen Ausweg aus solch seelischem Dilemma haben sich viele Auswanderer geschaffen, indem sie sich der stärksten Bande erinnern, durch die Menschen miteinander verbunden sind: der gemeinsamen Sprache und der gemeinsamen Religion. Und so schließen sie sich Gemeinschaften an, Vereinen, Klubs, ja, manchmal weltumspannenden Organisationen (wie z. B. dem berühmten religiösen Orden «Bʿnai Bʿrith»), die gleichsam eine heimatliche Insel im fremden Lande bilden — und wo Vertriebene gleicher Abstammung einander treffen. Die Ziele solcher Institutionen sind meist sehr hohe: Wohltätigkeit, Hilfe für verfolgte Minoritäten, Pflege europäischer Geistesgüter usw.

* * *

Am schwersten — so sollte man glauben — mußte es wohl für solche Einwanderer sein, sich zu akklimatisieren, die beruflich an ihre Muttersprache gebunden waren: Gelehrte, Schriftsteller, Schauspieler. Aber — auch auf diesen Gebieten wurde geradezu Mirakulöses geleistet, denn die meisten haben sich in bewunderungswürdiger Weise adaptiert. Viele dieser europäischer Juden sind jetzt hier ebenso anerkannt, ja, noch berühmter — als sie es einst in ihrem Geburtsland gewesen.

Aus den vielen mir bekannten Fällen greife ich ein Beispiel heraus, das mir besonders nahe liegt. Das Beispiel eines Mannes, der nicht weniger als *viermal* den Sprachraum seiner Tätigkeit ändern mußte. Es ist dies ein österreichischer Gelehrter, Philosoph, der von der Wiener Universität seinen Doktorgrad erhalten hatte und bald darauf ein über 400 Seiten starkes philosophisches Werk in *deutscher* Sprache veröffentlichte, das schon damals in Gelehrtenkreisen und bei der Fachkritik Aufsehen erregte. Trotzdem war

«natürlich» an eine Lehrtätigkeit des Verfassers an der Universität seiner Vaterstadt Wien nicht zu denken — wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentum. Als die Deutschen in Österreich einfielen, wandte er sich nach Paris, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde und sogleich an der Sorbonne zu lehren begann — in *französischer* Sprache. Als die Nationalsozialisten auch Frankreich überfluteten, ging der Gelehrte nach Mexiko, wo er sehr bald die *spanische* Sprache meisterte und dort tätig war. Und jetzt ist er in den Vereinigten Staaten (Kalifornien) Professor an einer berühmtesten Hochschulen des Landes und lehrt Philosophie in *englischer* Sprache. In der Zwischenzeit hat er acht philosophische Bücher in Französisch, Englisch und Spanisch veröffentlicht, von denen eines sogar ins Japanische übersetzt wurde, die alle in Fachkreisen nachhaltigen Erfolg haben. Dieser Gelehrte ist mein Bruder, Dr. Alfred Stern.

* * *

Das Beispiel dieses überdurchschnittlichen Immigranten möge als Brücke dienen, als Weg zu jenen Höhen, auf denen die ganz Großen wandeln; diejenigen jüdischen Wissenschaftler, die *so* Außerordentliches geleistet haben, daß sie mit dem *Nobel-Preis* ausgezeichnet wurden. Jene Gelehrten, die aus aller Herren Länder gekommen waren und ihr Wissen ihrer neuen Heimat — und der Welt — zur Verfügung stellten. Stolz leuchten aus dieser Reihe Namen wie Albert Einstein, Felix Bloch, Isidor Rabi (Nobel-Preis für Physik), Otto Stern, von Hevesi (Chemie), Selman Waxman, der Besieger der Tuberkulose (Medizin). Denken wir an die vielen anderen großen Forscher wie von Karman (Aeronautik), Richard von Mises, den führenden Mathematiker, Admiral Rickower, den Erbauer des ersten mit Atomkraft bewegten Unterseebootes.

Niemand wird leugnen können, daß Amerika durch die Aufnahme all dieser aus anderen Ländern Vertriebenen nur gewonnen hat. —

* * *

Vor kurzem wurde bei einer Fernseh-Sendung die Frage aufgeworfen, warum fast *alle* großen Gelehrten in den Vereinigten

Staaten «mit einem Akzent» englisch sprechen, also — keine Amerikaner sind?!

Die Frage bleibt offen.

Doch eine andere Frage kann *beantwortet* werden. Nämlich diese:

Wie war es möglich, daß wir Emigranten all die Qualen überstanden haben, all die Erschütterungen, in die wir immer wieder gestürzt worden sind, Konzentrationslager, Gefängnis, Verlust von geliebten Menschen, von Heimat und Besitz? Wie ist es möglich, daß wir nach all den seelischen und körperlichen Kämpfen, die wir durchzufechten hatten, um der Nazipest zu entfliehen, noch die Kraft finden konnten, ein neues Leben aufzubauen, in fremdem Land und unter den schwierigsten Bedingungen?!

Die Antwort ist vielleicht in einem Satz Friedrich Nietzsches enthalten, einem Satz, der wahrhaftig auf uns Juden angewendet werden kann. Er lautet:

«Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.»

EINE FRAU ERZÄHLT

Von Grete Salus

Theresienstadt

Und irgendwo in weiter Ferne
ein Lächeln — schwebend nur —
Ach nicht so wild. Du kleines Mädchen...

Früh, als ich erwachte, war es wieder etwas Neues, als ich mich wieder fand, und so empfand ich alles in der kommenden Zeit. Alles, jede Kleinigkeit war köstliches Geschenk, und dabei war es noch nicht die richtige Befreiung; mein Mann war noch nicht bei mir.

Ja, mein Mann.